
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 194 Bydgoszcz / Bromberg, 26. August 1937

Zwei Männer spielen um die Welt.

Roman aus der nächsten Zeit
von **Adolph Johannes Fischer.**

(19. Fortsetzung.) —— (Nachdruck verboten.)

Morgen soll ein Ultimatum überreicht werden, befristet auf vierundzwanzig Stunden. Nach Ablauf dieser Zeit wird die Welt in Flammen stehen.

„Dieses Ultimatum, Willy," sage ich, „muß unter allen Umständen hintangehalten werden. Oh, hätten wir nur nicht den gestrigen Tag verloren!"

„Wir müssen dem Natas zuvorkommen", ruft Willy verzweifelt. „Wenn es nicht anders geht, kämpfe ich mit seinen Waffen — und fälsche auch Material! Nur damit wir Zeit gewinnen! Und wenn es bloß eine Stunde Vorsprung ergibt! Denn ein Krieg, wie er jetzt vor sich gehen wird, muß die Kulturwelt vernichten. Aber Natas ist ein hemmungsloser Narr von historischer Monumentalität, wie Dschingis Khan einer war, oder Heliogabal. Was liegt ihm am Verbrennen, Vergasen, Verseuchen, Verhungern einer Menschheit — die seinem Weltbild nicht mehr entspricht? Die ihm nicht dienen will?"

„Es darf nicht dazu kommen! Wir müssen es schaffen, und wenn es unseren letzten Atemzug kosten soll, Willy. — Aber ich frage mich: Woher kommt heute dieser Fortschritt des Natas, nach seiner Niederlage gestern? Der Polizeipräsident sprach doch schon von seiner Verhaftung?"

„Die zwei festgenommenen Attentäter sind Angehörige jener Staaten."

„Aber Agents provocateurs des Natas!"

„Was wir zu beweisen haben!"

„Hat denn nicht Diana gestern dem Polizeipräsidenten verraten, daß Natas den Plan . . ."

„Heute nacht", erklärt Willy, „gab es eine Stunde, die sehr gefährlich für Natas aussah. Er wurde sogar verhört."

„Oh!"

„Aber er hat sich aus der Schlinge gezogen. Er hat Material vorgewiesen, das Lady Diana belastet. Er hat rechtzeitig — ich meine, gerade rechtzeitig für seine eigene Haut — entdeckt, daß Lady Diana im Dienst einer der verdächtigten Mächte steht. Natas wird einen hohen Orden bekommen!"

„„Pour le mérite" für erfolgreichen Präsidentenmord!"

„Es scheint!"

„Und steht Diana im Dienst fremder Staaten?"

Willy zuckt die Achseln.

„Ich weiß es nicht. Natas deutet an — im Dienst Chinas. Jedenfalls hat er sie verraten."

„Er, der in solcher Leidenschaft für sie glüht!?"

„Ich glaube, Fred, aus rasender Liebe kann sekundenschnell rasender Haß werden, wenn man sich betrogen fühlt. Lady Diana hat ihm gesagt, daß sie sein Ende erwartet."

„Woher weißt du das, Willy?"

„Von einem unserer elektrischen Spione, Fred! Wir haben ihn im Palast Dianas aufmontiert."

„Jetzt kommt Beck", sagt Willy. „Ich habe ihn bestellt."

„Er dauert mich! Armer, alter Mann!"

„Ist Alter eine Entschuldigung für Schlechtigkeit?" entgegnet Willy. „Im übrigen, Fred, wir wissen ja noch nicht einmal, ob Lady Diana wirklich die Wahrheit enthüllt hat!"

„Zweifelst du daran, Willy?"

„Ich zweifle grundsätzlich an dem, was ich aus dem Munde eines Weibes höre. Bei Diana trifft zwar vorerst alles ein, was sie sagt — aber nachher wird alles ganz anders!"

Beck blickt forschend auf mich.

„Sie haben mich rufen lassen, Herr Jansen?"

„Hören Sie, Beck! Wie war das gestern mit dem zweiten German May? Wollen Sie uns heute noch einmal zum besten halten?"

Beck starrt mich entsetzt an.

Seine Züge verzerren sich. Er wird grau im Gesicht.

„Es ist traurig", sage ich. „Sehr traurig, Beck! Mein Vater gab so große Stücke auf Sie! Und jetzt sind Sie vierzig Jahre bei uns!"

Da stürzt er zusammen, wie vom Blitz getroffen, bedeckt das Gesicht mit beiden Händen, wimmert.

„Stehen Sie auf, Beck! — Aber warum — warum haben Sie es getan? — Geht es Ihnen nicht gut genug bei uns?"

„Der Reichtum!" stöhnt er. „Der Reichtum! . . . Herr Jansen! Verlieren Sie kein Wort mehr an mich! . . . Ich bin es nicht wert! . . . Ich wollte vor meinem Tode noch wissen, was Reichtum ist! . . . Ich sah den Weg vor mir, noch in den letzten Tagen, die ich haben sollte, ein anderer zu werden! . . . Einer wie Sie, Herr Jansen! . . . Ein ganz Großer! . . . Aber ich bin nur ein ganz schlechter geworden!"

„Wie haben Sie es gemacht, Beck? Wer gab Ihnen den Schlag auf die Stirn? Wer schrieb den Brief? Wer zerstörte die Leitung zu den Türen? Und Sie bebten doch vor Angst und Aufregung! Ihr Schrecken war nicht gespielt, Beck! Sagen Sie die Wahrheit! Unterliegen Sie keiner Suggestion! Wer hat alles das getan?"

„Alles ich! — Alles ich! —" jammert der alte Mann. „Man hat mich instruiert! — Und ich habe es ausgeführt. Ich habe mich mit dem Kopf auf die Schreibtischkante fallen gelassen, um ein Mal zu bekommen. — Ich habe — ehe Sie kamen — die drei Worte getippt: „Fort! Gefahr! German" — wie man es von mir verlangt hat —, nur daß ich gebebt habe, das war keine Verstellung! Das war das Entsetzen über mein Tun! Die Gier nach dem Versprochenen! Die Angst vor dem Mißlingen! Die Scham über meine eigene Schande, für die ich mich mit freiem Willen entschieden hatte! Oh, ich war in einer Hölle!"

„Wer hat Sie angestiftet, Beck? Wer hat Ihnen das viele Geld versprochen? Wer, Beck! Wer?"

Beck blickt uns lange an, bald Willy, bald mich — und schüttelt dann verstört den Kopf.

„Ich darf es nicht sagen", murmelt er tonlos.

„Beck," rufe ich, „wir verzeihen Ihnen ganz, wenn Sie uns sagen, wer!"

Da geht ein Ruck durch Becks Körper. Er richtet sich straff auf, spricht klar und knapp, wie ein Soldat vor seinem Offizier:

„Sie sollen mir nicht verzeihen, Herr Jansen! Ich habe kein Anrecht mehr darauf. Ich habe gelobt, niemandem zu verraten, wer mich bezahlt. Aber dabei habe ich Sie verraten, Herr Jansen! Ich bin also ein Verräter. Ein maßlos schurkischer Verräter ohne Seele. Ich füge Verrat zu Verrat, schlecht ist schlecht, da gibt es keine Stufenleiter mehr, aber vielleicht sühne ich einen Teil, wenn ich für Sie verrate, nachdem ich gegen Sie verraten habe. Ich sage es Ihnen — ja — ich sage es Ihnen."

„Wer? — Beck! Wer?"

„Lady Diana Gonzaga!"

„Willy", rufe ich, als wir wieder allein sind, „— der arme, alte Mann! Ich habe Mitleid mit ihm."

„Ja, Fred! Ich werde ihn überwachen lassen. Er soll sich kein Leid antun. — Was sagst du zu seiner letzten Antwort?"

„Ich habe sie gefürchtet, Willy."

Willy starrt düster vor sich hin.

„Etwas", murmelt er, will mir nicht aus dem Kopf gehen."

„Was, Willy?"

„Fürs erste: Welches Spiel treibt Lady Diana?"

„Sie liebt mich, Willy!"

„Ein Grund mehr, sie für deine Todfeindin zu halten, nachdem du Marion heiraten wirst."

„Und zweitens?"

„Daß unser „Universale-Haus" jederzeit einem Angriff aus der Luft preisgegeben sein kann."

„Wir haben Bewachung auf dem Dach."

„Nur für die Meldung, wer bei uns landet! Dechiritbomben, Fred, durchschlagen viele Stockwerke. Sie zünden unfehlbar und sie vergiften zugleich. Sie gelangen in einem Sekundenteil hier zu uns herunter. Wir sollten eigentlich von jetzt an in den bombensicheren Kellern wohnen."

„Du fürchtest derartiges von Natas?"

„Er weiß sich durchschaut! Er sieht Gefahren wachsen und sich mehren und ihn von hier aus immer dichter umgarnen. Er sieht sich immer unentrinnbarer verstrickt wie eine Fliege in den Fäden einer fleißigen Spinne, sobald sie sich nur erst mit einem Bein verfangen hat. Wir wollen seinen Krieg verhindern, dann ist er ein Bettler. Wir wollen seine Urheberschaft am Präsidentenmord nachweisen, dann ist er ein verurteilter Verbrecher. Er kämpft jetzt einen Verzweiflungskampf, in dem er nur dann noch Chancen hat, wenn er uns auslöscht."

In diesem Augenblick ruft Viktor an:

„Schnell — aufs Dach!"

Aber schon vor dem Liftschacht eilt er uns entgegen.

„Dort!"

Eine Gestalt liegt am Boden.

„Tot, Viktor?"

„Nein!"

Wir beugen uns über sie: Es ist Diana!

Wir tragen Diana in mein Bureau.

„Sie ist auf dem Dach gelandet", flüstert Viktor. „Sie wollte ins Haus."

Sie schlägt die Augen auf, fragt:

„Hat mich jemand gesehen?"

„Die Wache, Viktor?"

„Ich war Wache, antwortet Viktor.

Diana lächelt schwach.

„Ich bin ein wenig erschöpft", sagt sie, wie um Entschuldigung bittend. „Ich habe diese Nacht viel mitgemacht."

„Viktor! Erfrischungen!"

„Danke, nein!" haucht Diana.

Willy und Viktor bringen Essenzen, Aperitifs, Platten mit Speisen.

„Es geht schon wieder", spricht Diana leise. „Nur eine kleine Ohnmacht! — Ich bin stundenweit in der Nacht gelaufen, gefahren, wieder gelaufen. — Erst jetzt kam ich unbemerkt zu einem meiner Flugzeuge. Fred Jansen — ich bin auf der Flucht! Auf der Flucht vor der Polizei! Auf der Flucht vor Natas!"

„Ich weiß es, Diana!"

„Hier wäre ich geborgen!" ruft Diana. „Werde ich hinausgejagt — oder gerettet?"

Was ist das für eine neue Komödie?

Findet Diana wirklich keinen andern Weg? Warum geht sie nicht in ihre chinesische Gesandtschaft, wenn es wahr ist, daß sie in deren Diensten steht? Hat sie nicht Möglichkeiten genug, um ins Ausland zu fliehen? Haben wir nicht soeben von Beck gehört, daß sie ihn bestochen hat. Hat sie nicht Jean erschossen, um uns die letzte Spur der entführten Marion zu zerstören? Hat sie nicht Marion ins Feuer gehetzt? Hat sie nicht —?

Oh, ich denke, es ist an der Zeit, mit ihr abzurechnen.

„Ich jage niemanden hinaus", sage ich ruhig, aber kalt. „Jedoch man wird es begreiflich finden, wenn Fragen gestellt werden, die einer Beantwortung bedürfen."

Diana blickt mich entsetzt an.

Willy ergreift an meiner Stelle das Wort.

„Ihre Landung bei uns, Lady Gonzaga, erscheint mir als keine glückliche Idee. Es gibt bessere! Zum Beispiel die, den Schutz jener Staaten zu fordern, die Ihnen zu Dank verpflichtet sind."

Verstörtheit flackert in Dianas schönen Augen.

„Heißt das, daß man mich hier verraten wird? ... Bin ich nicht einmal mehr eines Asylrechts im Hause Jansen würdig? ... Das man hier jedem anderen Klienten gewährt?"

„Verrat ist in unserem Hause nicht üblich, Mylady" sagt Willy. Er sieht mich und Viktor an und fährt fort: „Verrat ist erst von anderer Seite hier eingeführt worden. Wir drei verraten niemanden, Mylady!"

„Da ich hier die vierte bin — und in dieser Aufzählung nicht mitgerechnet —, heißt das also, daß ich verrate?"

„Ihr Flugzeug selbst verrät Sie, Mylady. Es muß vom Landeplatz auf unserem Dach auf Ihre Spur führen."

„Es ist nicht mehr auf dem Dach des „Universale-Hauses". Ich habe es führerlos aufsteigen lassen. Schließlich wird es abstürzen und verbrennen. Man wird also annehmen, ich sei verunglückt. Ich werde verschwunden sein, wenn ich hier verschwinden darf, Fred Jansen!"

In ihrer Stimme klingt der mich so erschütternde weiche Herzenston.

„Mylady!" ruft Willy. „Jeder Gentleman wird den Wunsch jeder Dame erfüllen, soweit dies in seiner Macht liegt. Aber darf er nicht auch dafür Aufrichtigkeit von der andern Seite verlangen?"

„Bin ich nicht aufrichtig, Mister Willy Borch?"

„Lady Gonzaga, haben Sie Beck bestochen?" fragt Willy plötzlich brüsk.

In Dianas blassem Gesicht bewegt sich keine Linie. Sie blickt aufrichtig Willy an und sagt zu meinem Entsetzen ganz ruhig:

„Ja, Mister Borch!"

Willy beißt sich auf die Lippen.

„Mister Jansen!" wendet sich Diana an mich, „Mister Fred Jansen! ... Nennen Sie mich deswegen unaufrichtig? ... Sie schweigen? ... War nicht ich selbst es, die Sie über Becks Betrug aufgeklärt hat?"

„Allerdings, Lady Diana! Aber war nicht eben dieser Betrug auch von Ihnen veranlaßt?"

„Ich tat es nicht aus eigenem Entschluß."

„Wer, Lady Diana, hätte die Macht, Sie zu Entschlüssen zu zwingen, die Sie nicht wünschen?"

„Ich will Ihnen auch das sagen", flüstert sie, „— das heißt — ich habe es Ihnen ja schon gesagt!"

„Sie haben mich vermuten lassen, eine fremde Macht. — Rußland — oder Asien? — China?"

Diana schweigt.

„Diana! Soll das heißen, daß Sie in den Diensten —?"

Sie schweigt.

„Und warum haben Sie uns trotzdem dann die Wahrheit enthüllt?"

„Ich habe beschlossen, mich von meinen Fesseln zu befreien."

„Diana! Immerhin haben Sie, wenn auch in den Fesseln einer feindlichen Macht, jemanden gegen mich bestochen."

„Es war mir erwünscht, Fred Jansen!"

„Erwünscht?!"

„Ich konnte Ihnen damit zeigen, daß Sie auch in Ihrem Hause sich vor feindlichem Gold nicht mehr für sicher halten sollten!"

„Wie kamen Sie in solche Fesseln, Lady Diana?"

„Aus einem Grund, den Sie anerkennen würden."

„Um einer Rache willen? — Für irgend eine unerhörte Tat?"

„Rache? — Ich sage: Bestrafung!"

„An Natas?"

„Erlassen Sie mir die Antwort!"

(Fortsetzung folgt.)

Ein Schustergeselle führt Krieg.

Skizze von Werner Rasper.

Am 9. November 1809 zog der französische General Martin mit seinen Truppen in Hannover ein. Die ehrsamen Bürger sahen mit banger Sorge den kommenden Zeiten entgegen. Hatte doch die erste zweijährige Besetzung das Land 26 Millionen gekostet. Ein hübsches Sümmchen, und die Residenzstadt hatte hiervon 166 000 Taler hergeben müssen. Überall wurden die französischen Adler in Goldfarben auf weißem Grund aufgeheftet. Eine Exekutivkommission trat an die Spitze des öffentlichen Lebens.

Es brach nun eine richtige Völkerwanderung herein. Die Soldaten fast aller europäischen Länder zogen hindurch, Holländer, Rheinbündler, Italiener, Spanier und Portugiesen. Die Kontinentalsperre, die Hannover in allen Wirtschafts- und Handelszweigen von England abtrennte, Kriegssteuern und Einquartierung brachten viele Bürger an den Bettelstab.

Zu aller Not gesellte sich noch eine tiefe Niedergeschlagenheit, da die Macht Napoleons ständig wuchs. 30 000 Mann französische Garde lagen allein im Hannoverschen. So blieb nichts übrig, als das Geschick standhaft zu tragen und auf die Zukunft zu hoffen. Ohne Waffen, ohne Kanonen und Munition war man machtlos. Man fügte sich also.

Anderer Ansicht jedoch war der Schustergeselle Gelbke aus Braunschweig. In seinem einfachen Sinn dachte er sich: „Ach, was, versucht muß es werden! Und wenn es den Kopf kostet, vielleicht ist doch anderen damit geholfen."

Er ließ Ahle und Pfriem in der Braunschweiger Werkstatt und machte sich auf den Weg nach Gifhorn, seiner Heimat. Hier besprach er seinen Plan mit Freunden und Nachbarn. Auch sie dachten wie er, schlicht und aufrecht. Auch sie waren durchaus der Meinung: „Das muß ein Ende nehmen mit dem Franzosenrummel!"

Wenige Tage später also sah man den Schuster in einer nicht ganz einwandfreien hannoverschen Offiziersuniform recht und schlecht in die stillen Dörfer der hannoverschen Heide reiten. Einen mächtigen Federbusch auf dem Helm, so ging er sporenklirrend zum Gemeindeschulzen und hatte hier jedesmal eine lange Unterredung. Einige Zeit danach hieß es dann im ganzen Dorf plötzlich, es würde für die hannoversche Armee geworben, und die Feindseligkeiten mit den Franzosen würden sehr bald beginnen. Was wußte man in den entlegenen Heidedörfern, zumal in einer Zeit, in der es noch an einem modernen Nachrichtendienst fehlte, was draußen in der hohen Politik geschah?

Gelbke stellte Werbescheine aus. Ja, wenn es sein mußte, fertigte er sogar Offizierspatente an. Zwar war das Siegel mit dem G III, was Georg III. heißen sollte, etwas unklar und das Petschaft unscharf gestochen. Niemand achtete jedoch darauf.

Von Gifhorn aus ritt der Schuster langsam weiter in die Gegend von Halberstadt. Er war der Meinung: Wenn man hier gehörig Mannschaften geworben hätte, so könnte man in dem großen französischen Artilleriepark bei Halberstadt ordentlich aufräumen. Ja, und hatte man erst Kanonen und Munition, dann würde es auch schon weitergehen. Dann bekäme man sicher Zulauf von allen Seiten, und aus dem Schuster in der alten Offiziersuniform würde ein General mit einem richtigen Heer werden.

Aber die geworbenen Bauern, die auf großen Leiterwagen nach Hannover fuhren, vermochten keinen Aufstand zu entfachen. Die Zivilbehörden wußten nicht, was sie mit den Ankömmlingen beginnen sollten. Mit Sensen und verrosteten Flinten konnte man nicht in den Krieg ziehen. Andere Waffen, die man forderte, rückte die hannoversche Verwaltung nicht heraus. Die Franzosen wurden schließlich aufmerksam und steckten alle mitsamt dem Schuster in das Gefängnis im Clevertor. Es waren fast hundert Häftlinge.

Am meisten kränkte es die Wackeren, daß die Franzosen sie durchaus nicht ernst nahmen. Zum Teufel auch, sie wollten doch nicht obendrein ausgelacht werden, das zum mindesten nicht! Die französischen Offiziere kamen, als sie mit dem Schuster sprachen, gar nicht aus dem Lachen heraus. Nach einigen Tagen trafen dann die Frauen der Heidebauern ein, um sich von ihren Männern zu verabschieden, die, wie sie wähnten, inzwischen zu eingekleideten und bewaffneten Soldaten geworden waren. Das konnte die Heiterkeit der Franzosen nur noch mehr steigern.

So waren die Gefangenen denn drauf und dran, sich um ihren Hals zu reden. Die französischen Offiziere, der General Revaud in Braunschweig und der General Lassalcette in Hannover versuchten, die Angelegenheit niederzuschlagen, aber die Aussagen der „Armee" waren gar nicht danach und die Folgen somit unabsehbar. Nach Kriegsrecht hätte man die tapferen Männer ohne Ausnahme füsilieren müssen. Aber das wäre, zumal bei der großen Zahl von Beteiligten, eine wahre Staatsaktion geworden. Die schon aufgeregten Gemüter in allen besetzten Ländern wären noch weiter aufgepeitscht worden. Die starrköpfigen Niedersachsen aber blieben bei ihrer Aussage. Sie sagten den Franzosen glatt ins Gesicht, was die „Musjöhs" gar nicht hören wollten.

Man sandte den Dolmetscher ins Gefängnis. Er sollte den Bauern gut zureden. Er mußte ihnen die Antworten, die sie bei der nächsten Vernehmung zu Protokoll geben sollten, genau vorbeten. Aber auch das wirkte nicht. Die „Armee", an ihrer Spitze der Schuster, war von ihrer Aufgabe wie besessen. Da kam ein schlauer Franzose auf den Gedanken, den Frauen die Sachlage auseinanderzusetzen und sie aufzufordern, die Starrköpfigkeit der Männer zu brechen. Es gehe um deren Leben. Während es sich in Wirklichkeit darum handelte, die französischen Behörden aus einer peinlichen Lage zu retten.

Was der Dolmetscher nicht fertiggebracht hatte, gelang den klugen Frauen. Sie redeten auf ihre Männer ein. Was würde aus den Witwen der Erschossenen werden! Wie sollte es den vaterlosen Kindern ergehen! Da hörten die braven Bauern endlich auf, zu versichern, sie hätten die Franzosen mit Waffengewalt verjagen wollen. Niemand war froher als die Welschen selbst. Schnellstens übergaben sie den Schuster, der noch immer in seiner alten Uniform steckte, und seine Mannschaft den hannoverschen Zivilbehörden, die wiederum nichts Eiligeres zu tun hatten, als das ganze „Heer" in die dörfliche Heimat abzuschieben.

So war denn ein Schustergeselle gegen die Franzosen ins Feld gezogen! Wohl hatte er sie nicht aus dem Lande vertrieben, auch die Bedrückung und die allgemeine Not wurden nicht gemildert. Die Franzosen aber mußten erkennen, daß der Mut der Deutschen trotz allem unbeugsam geblieben war.

Von den heimlichen Rosen.

Von Christian Morgenstern.

Oh, wer um alle Rosen wüßte,
die rings in stillen Gärten stehn —
oh, wer um alle wüßte, müßte
wie im Rausch durchs Leben gehn.

Du brichst hinein mit rauhen Sinnen,
als wie ein Wind in einen Wald —
und wie ein Duft wehst du von hinnen,
dir selbst verwandelte Gestalt.

Oh, wer um alle Rosen wüßte,
die rings in stillen Gärten stehn —
oh, wer um alle wüßte, müßte
wie im Rausch durchs Leben gehn.



Die Smaragde der Inkas.

Von Ludwig Voß-Harrach.

Der Smaragd ist heute sehr in Mode. Ein königlicher Prinz schenkte seiner Angebeteten kürzlich einen Verlobungsring aus diesem Stein. Welcher junge Mann, sofern er über die nötigen Gelder verfügt, möchte nicht diesem Beispiel folgen?

Da kommt die Krone der Anden eben recht. Sie weist nicht weniger als 453 Smaragde auf. Fachleute bezeichnen sie als die kostbarste Krone der Welt. Niemals hat sie einem Herrscherhaupt zur Zierde gedient. Dennoch weiß sie mancherlei zu erzählen . . .

Vor allem, weil sie schon sehr alt ist — 337 Jahre! Sie entstand in jener Zeit, als der Spanier Franz Pizarro das Reich der Inkas mit Feuer und Schwert für sein Vaterland und seinen Glauben eroberte. Unermeßliche Schätze fielen den Konquistadoren in die gierigen Hände. Als die Berichte in die Alte Welt hinüberdrangen, strömten die Spanier in Scharen herbei, nicht nur Glücksritter, sondern auch ehrbare Männer aus altangesehenen Geschlechtern, und sie gründeten im fernen heißen Peru die Stadt Popayan. Das war vier Jahre nach der Unterwerfung des Landes. Sebastian de Benalcazar, ein Leutnant des Pizarro, hatte das Werk begonnen. Er und seine Nachfolger bauten eine typisch spanische Stadt, die sich sonderlich durch edelstes andalusisches Blut auszeichnete.

Dann allerdings kam die fürchterliche Geißel, die Pest. Sie wütete draußen in den Sümpfen und raffte die Indianer und die Spanier zu Tausenden dahin. In der großen Kathedrale lagen die angstschlotternden Einwohner auf den Knien. Sollten sie fliehen? Aber wohin? Gab es einen Ort, der vor der Pest Sicherheit bot? Der Erzbischof beruhigte. Keiner verließ die Stadt. Tage, Wochen, Monate verstrichen. Nicht einen einzigen Bewohner von Popayan raffte die Seuche hinweg. Da gab es keinen Zweifel mehr: Die Gottesmutter hatte die ängstlichen Beter gerettet. Und man entschloß sich, ihr die Dankbarkeit der Erlösten auf eine besonders sinnfällige Art zu bezeigen. Man beschloß, ihr eine Krone aufs Haupt zu setzen, die an Schönheit, Größe und Wert alle Herrscherkronen dieser Welt bei weitem übertreffen solle. Die Konquistadoren griffen tief in ihre glitzernde Schatzkammer. Einen Goldklumpen von Zentnerschwere w[illegible]hten sie der Himmelskönigin, viele hundert Edelsteine, darunter den wundervollen Smaragd, den der letzte Inka, der Kaiser Atahualpa, trug, als er die unglückliche Schlacht bei Caxamalca eröffnete. Aus der spanischen Heimat holte man kunstreiche Goldschmiede und Steinschneider. Die schufen in sechsjähriger Arbeit die Krone der Anden. Das Jahr 1599 neigte sich seinem Ende zu, da trug ein schneeweißes Pferd, umgeben von einer glänzenden, waffenklirrenden Eskorte, das Juwel zum Dom. Die angesehensten Familien der Stadt verpflichteten sich, den Schmuck der Gottesmutter zu bewachen.

Die Verpflichtung ist all die Jahrhunderte hindurch treu erfüllt worden. Vergeblich haben Banditen, Seeräuber, Revolutionäre nach der Krone der Anden gestrebt. Sie wäre ihnen auch dann nicht zur Beute gefallen, wenn sie die Stadt erobert hätten. Denn jeder der Wächter hatte sich verpflichtet, im Augenblick der Gefahr einen bestimmten Teil der Krone aus dem Gefüge zu lösen und zu retten. Bei dem Bau des Geschmeides ist von Anbeginn auf diese Maßnahme Bedacht genommen worden.

Die Jahrhunderte verstrichen. Der alte Glanz verblich. Die reichen Geschlechter der Stadt verarmten. Der Handel ging andere Wege. Für den Fremdenstrom war der abgelegene Ort zu schwer erreichbar. In der Not öffnete sich ein Ausweg: Wer kauft die Krone der Anden?

Man bot sie dem Herrscher aller Reußen an. Ze[illegible]s war nicht abgeneigt. Aber da kam der Weltkrieg. [illegible]r verlor die eigene Krone, dazu das Leben. Wied[illegible]e Krone der Anden zum Verkauf. Wer wird sie sich a[illegible]pt setzen? In welches Museum wird sie wandern? [illegible]aussichtlich wird weder das eine noch das andere geschehen. Wahrscheinlich wird man die 453 Smaragde herausbrechen und einzeln an den Mann bringen. Das Juwel als Ganzes zu verkaufen — nein, das ist kein Geschäft, das bringt nicht genug ein. So denken die tüchtigen Amerikaner, die heute in hellen Haufen herbeiströmen, die Kostbarkeit zu bewundern. Und schließlich — die Welt ist rund und muß sich drehen. Also wird das Geschmeide, das gestern den schwarzen Schopf eines peruanischen Häuptlings schmückte, morgen vielleicht den blonden Scheitel einer Angelsächsin zieren.



Bunte Chronik



Trinkfeste Frauen.

Besonders in der Zeit der Reformation geschah es, daß die Frauen es den Männern an Trunkenheit und großem Durst gleich taten. So steht in der Chronik der Herren von Zimmern, die Mägde der Gräfin Barbara v. Wertheim hätten „feindlich gesoffen". In einem Dekret des Rates der freien Reichsstadt Heilbronn heißt es: „Dem Trunke ergebene Weiber sollen vom Stadtknecht herumgedängelt und ihnen an den Kopf ein Zettel geheftet werden mit den Worten: Versoffene Krugsurschel." Gar heiter klingt folgende Geschichte aus der Chronik der schwäbischen Stadt Schw. Hall. Unter der Überschrift: „Drei wohlbesoffene Weiber" wird folgendes erzählt: „Anno 1532 sind drei adeliche Geschwistrig, die Friedrichin genannt, von Eltershofen gebürtig, nach Johannistag im Sommer gen Untermündkeim von Hall in deß Mühl-Michelshauß kommen, allda des besten Weins 32 maas ohne die Kost ausgetrunken, die zech bezahlt und sein ruhig vor Nachts wieder mit einander gen Hall gangen." Auch die „schöne Welserin" war eine gar trinkfeste Frau, die einstmals im Schloß Ambras in Tirol den „Willkum", der drei Maß Wein hielt, in kräftigen Zügen auf einmal austrank. Es war zur damaligen Zeit keine Seltenheit, daß Frauen 3—4 Maß Bier und Wein austranken. Heute staunen wir, wenn ein Mann das fertig bringt.

*

Selbstmord wegen eines Flohs.

Mabel Dorthwich, ein Dienstmädchen aus Greenwich, wurde in ihrer Kammer erhängt aufgefunden; es lag Selbstmord vor. Ihr Körper, der von Polizeiärzten untersucht wurde, wies zahlreiche Insektenstiche auf. Ein hinterlassener Brief gab an, daß Mabel Dorthwich von den Stichen derartig gequält wurde, daß sie es nicht mehr aushalten konnte und aus dem Leben scheiden wollte, und weil ihre Herrschaft ihr immer Vorwürfe gemacht hätte, daß sie es wäre, die das Ungeziefer ins Haus brachte. — Wie der Polizeibericht trocken hervorhebt, konnte der Floh nicht gefunden werden.



Lustige Ecke



Pünktlichkeit ist eine Zier.



Die einzige Art, auf die es Herrn und Frau Schultz ermöglicht werden konnte, zu ihren Abendeinladungen rechtzeitig einzutreffen.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. o., beide in Bromberg.